

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 15 (1905)
Heft: 4

Artikel: Volkswirtschaftslehre als Unterrichtsfach : 1. Teil
Autor: Pfyffer, Jvo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-788705>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Volkswirtschaftslehre als Unterrichtsfach.

Von Jvo Pfyffer.

Man hat die Bedeutung des verflossenen 19. Jahrhunderts, dessen Eigenart allgemein erkannt worden ist, auf wissenschaftlichem, literarischem oder künstlerischem Gebiet zu finden geglaubt, man hat es das naturwissenschaftliche, das technische, das historische, das eiserne oder das papierene Jahrhundert oder noch anders genannt; das aber, was dessen eigentlichen Kern ausmacht, was diese Periode aus der ganzen historisch bekannten Zeitenfolge als einzige und unvergleichlich erscheinen lässt, ist seine wirtschaftliche Entwicklung. In der Zeit von 1800 bis 1900 sind in Handel, Wandel und Verkehr der Kulturvölker mehr und wichtigere Änderungen vor sich gegangen als vorher in Jahrtausenden.

Ein vollgültiges Zeugnis für diese Behauptung bildet die einzige Tatsache, dass in diesen hundert Jahren die Einwohnerzahl der europäischen Länder sich verdoppelt hat; in Deutschland, einem von der Natur nicht sehr begünstigten und deshalb von altersher als arm geltenden Lande leben heute 35 Millionen Menschen mehr als vor hundert Jahren, und in einem noch ärmeren, kleinen Gebirgslande, der Schweiz, finden heute $3\frac{1}{2}$ Millionen ihr Auskommen an Stelle von $1\frac{1}{2}$ Millionen zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Und, das müssen wir gleich beifügen, diese grössern Menschenmengen haben im grossen und ganzen eine viel bessere Existenz als die früheren Generationen; Hungersnot, Teuerungen, Epidemien, diese gefürchteten Geisseln vergangener Zeiten, sind verschwunden. Aus armen Ländern sind reiche Gebiete mit vielen grossen, prächtigen Städten geworden. Welch gewaltige Fortschritte in Wissenschaft und Technik, welch umfassende Änderungen auf allen Lebensgebieten, welch bedeutsame Folgen für die politische und soziale Ordnung setzt diese einzige Erscheinung voraus!

I. Tatsächlich brachte das 19. Jahrhundert eine Neugestaltung aller Lebensverhältnisse und zwar so gründlich und plötzlich, wie keine frühere Geschichtsepoke sie erlebt hatte. Nicht nur die alten Klassen des Volkes verschwanden und neue traten an ihre Stelle, auch die Familie, auf der alle früheren Kulturen aufgebaut waren, erlitt in ihrem alten Bestande tiefe Erschütterungen. Die Arbeitsbedingungen haben

sich verändert. Wo früher der Landmann hinter dem Pfluge schritt, wo der Handwerker mit Säge und Hobel hantirte, erhebt sich jetzt die riesige Fabrik, und an die Stelle des Kramladens der kleinen Stadt sind die mächtigen Warenhäuser der Grossstädte getreten, wo tausende von Angestellten nach strengen Weisungen automatisch ihre Arbeit verrichten. Über das Land hin, wo sonst die Postkutsche im Sande oder Schmutze der schlechten Strasseneschlich, vermittelt ein dichtes Netz von Eisenbahnen und Telegraphendrähten einen rastlosen Verkehr. Bequem fährt man in einer Stunde so weit wie damals unter allen möglichen Qualen kaum in einem Tag; die Zölle, Brücken- und Weggelder an hundert Orten, wobei man mit dem Wechseln der verschiedenartigsten Münzen so viel Zeit verlor, sind gefallen. Während im Jahre 1800 die Zahl der Reisenden, die in Deutschland mit der Post befördert wurden, etwa eine Million betrug, benutzen heute über 1000 Millionen die Eisenbahnen, und die Post selbst, die doch durch letztere ganz verdrängt zu sein scheint, weist einen dreimal grössern Verkehr auf.

Ganz anders als heute, viel naturwüchsiger präsentirte sich damals die Landschaft. Auf den Landstrassen, die im Sommer durchweg aus Staub, Sand oder Lehm, im Winter aus tiefem Morast bestanden, auf denen tiefe Löcher mit grossen Steinen abwechselten, die bald durch Bäche und Flüsse, bald über hölzerne, oft halbzerfallene Brücken führten, herrschte ein buntes Leben: da fanden sich Handwerksburschen, Bettler, Geschäftsleute, Hausirer in grosser Zahl, sodann schwere Lastwagen, oft in langen Zügen. Neben den Strassen gab es unregelmässige Baumreihen, malerische Hohlwege mit blühendem Schlehendorn boten Schatten. Das Ackerfeld war vielfach durchsetzt mit Moor und Sumpf, Baumgruppen und Buschwerk; gross ist der Reichtum an Weideland mit Vieh-, besonders Schafherden. Die Äcker tragen auf einer grössern Fläche dieselbe Frucht, neben den goldenen Ährenfeldern fallen die blauen Flachsbeete auf. Viel ausgedehnter als heute ist der Wald, ungepflegt und wildwachsend, doch von grosser Bedeutung. Er liefert den Handwerkern fast allen Rohstoff und dem Bauer Viehmast und Streue; von Holz waren die Häuser, Brücken, Stege, alle Geräte des täglichen Gebrauches; Holz diente zur Feuerung und lieferte Kohlen zur Gewinnung von Eisen, Glas, Porzellan. Die industriellen Etablissements sind deshalb über das ganze Land zerstreut, häufig am Waldrand, wo man die Wasserkraft eines Baches benutzen konnte.

Im Dorfe aber war es mehr gewerbliche Tätigkeit als heute. In allen Familien wurde Brot gebacken, Bier gebraut und Seife gekocht, der selbst gepflanzte Flachs gehäckelt, gesponnen und verwoben; es gab

Schuster, Schmiede, Schreiner, Schneider, Gerber und andere Handwerker. Nicht sehr verschieden war das Leben in den zahlreichen, aber kleinen, in enge Mauern mit Türmen und Toren eingeschlossenen Städten, deren Umfang um 1800 noch derselbe war wie im Mittelalter, die erst seither ihr charakteristisches Aussehen völlig verloren haben. Alle waren halb ländlich, mit Scheunen, Ställen und viel Viehzucht. Vor den Toren gab es selten ein Haus, da fanden sich Felder, Weinberge und Gärten, letztere auch oft noch im Innern der Stadt; die Häuser bestanden aus Fachwerk, waren wie auf dem Dorte mit Stroh gedeckt oder geschindelt. Massive Häuser waren selten. Die Strassen waren enge, ohne Pflaster, voll Unrat und Kot, oft fast unwegsam und mit unerträglichem Geruch erfüllt; es fehlte ihnen eben der Verkehr, die Leute arbeiteten zu Hause und am Sonntag gingen sie vor das Tor spazieren. Wagen, Omnibusse, grosse Schaufenster gab es den dunkeln, winkligen Gassen nicht, ebensowenig Strassenbeleuchtung. Um 9 Uhr oder spätestens 10 Uhr abends war die Stadt stille wie ausgestorben; der verspätete Bürger traf da niemand mehr als den einsamen Nachtwächter mit Spiess und Horn, der so recht das Wahrzeichen altstädtischen Wesens war, wie die elektrische Strassenbahn das der modernen Grosstadt ist.

Die Lebensverhältnisse waren überall, in Stadt und Land, ungefähr die gleichen; die Industrie war über das Ganze hin gleichmässig verteilt, es herrschte zum grössten Teil noch Eigenproduktion, die meisten notwendigen Güter wurden in der Familie selber hergestellt, wobei man etwa einen Handwerker auf die Stör nahm. Die Handwerker selber trieben nebenbei meist etwas Landwirtschaft; die gewerbliche Produktion war lange nicht so mannigfaltig wie heute, wo alles für den Markt produzirt und wo man alles kauft, was man braucht. Der Handel war meist mit gewerblicher Produktion verbunden. Bis gegen das Jahr 1800 war die wirtschaftlich verbundene Welt eigentlich sehr klein geblieben; wenn auch seit alten Zeiten aus weit entfernten Ländern einzelne kostbare Gegenstände, Gewürze, Seide usw. hergebracht wurden, so betraf das doch nur nebensächliche Dinge, sehr selten wirkliche wirtschaftliche Bedürfnisse. Diese Handelsbeziehungen hatten keinen Einfluss auf die wirtschaftliche Selbständigkeit der Völker.

Vor hundert Jahren überwog die ländliche Bevölkerung stark, zwei Drittel der Einwohner lebten damals von Urproduktion, nur ein Drittel von Gewerbe und Handel, während es heute gerade umgekehrt ist. Drei Viertel der Leute lebten damals auf dem Lande, nur ein Viertel in Städten; noch um die Mitte des Jahrhunderts wohnten in Deutschland nur etwas mehr als eine Million Menschen in Städten über 50,000 Ein-

wohner, d. h. $3\frac{1}{2}\%$ der Gesamtbevölkerung, jetzt sind es über 12 Millionen, d. h. 22%. Viele Städte zählten um 1800 bloss ein paar hundert Einwohner, die eigentliche Grosstadt entsteht überhaupt erst im 19. Jahrhundert. Es vollzog sich da in allen Kulturstaaten eine räumliche Umschichtung der Bevölkerung, die Grossindustrie ballt sie an einzelnen Punkten zusammen, die Städte nehmen an Zahl immer zu, aber das flache Land wird geschwächt. Und in welcher Weise haben sich alle wirtschaftlichen Verhältnisse sonst geändert! Einige Zahlen mögen das zeigen: Die Förderung von Eisenerzen betrug im Jahre 1800 auf der ganzen Erde noch nicht 2 Mill. Tonnen, 1850 bereits 11 Mill. und 1900 über 60 Mill. Tonnen; England produzierte um 1750 etwa 10,000 Tonnen Roheisen im Jahre, 1800 etwas über 100,000 Tonnen und heute etwa 8 Mill. Tonnen. Deutschland erzeugt jetzt allein etwa $8\frac{1}{2}$ Mill. Tonnen Stahl. Der Verbrauch von Eisen hat sich, auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, kolossal gesteigert, in Deutschland waren es 1835: 5,8 kg., 1870: 38,8 kg., 1900: 126 kg. Im Jahre 1840 lieferte ein Hochofen durchschnittlich 570 Tonnen Roheisen, im Jahre 1900 aber 80,000 Tonnen; es gibt jetzt solche, die eine Tagesleistung von 340 Tonnen aufweisen. Die Einfuhr von Baumwolle betrug in England bis 1750 etwa 20,000 Zentner per Jahr, um 1800 nahezu 500,000 Zentner, um 1900 über 16 Millionen Zentner.

Im Jahre 1800 wurden auf der ganzen Erde etwa 12 Mill. Tonnen Steinkohlen zu Tage gefördert, heute beträgt die Förderung in Deutschland allein 110 Mill. Tonnen, und im ganzen über 800 Mill. Tonnen. Noch im Jahre 1842 war der Wert der Einfuhr in Deutschland etwas über, die Ausfuhr etwas unter 500 Millionen Mark; heute beträgt die Einfuhr 6 Milliarden und die Ausfuhr 5 Milliarden.

Die Fortschritte der Technik und der darauf gegründeten Industrie sind im 19. Jahrhundert von einer solchen Grossartigkeit gewesen wie man noch nichts erlebt hatte; zu keiner Zeit wurde die Herrschaft des Menschen über die äussere Natur so sehr gefördert. Eine ganze Reihe der wichtigsten Erfindungen griffen ineinander und förderten einander; besonders an die Maschine, die eine riesige Steigerung des Kraftergebnisses ermöglicht, knüpft ein neues Zeitalter technisch-wirtschaftlicher Entwicklung an. Adam Smith erzählte noch preisend, dass in der Manufaktur infolge der Arbeitsteilung zehn Männer täglich 48,000 Nähnadeln verfertigten; Karl Marx berichtet aber ohne Erstaunen, dass eine Maschine zur Fabrikation von Nähnadeln täglich 145,000 Stück liefere und dass daher eine Frau, die regelmässig vier solcher Maschinen zu über-

wachen pflege, täglich mit Hilfe der Maschinerie 600,000 Nähnadeln produzire.

Abgesehen davon, dass mit der Maschine die Zufälligkeiten verschwinden, erlaubt sie eine beliebige Häufung der Kraft und Konzentration derselben an einem Punkte, damit tritt eine grossartige „Emanzipation von Raum und Zeit“ ein. Die moderne Technik, die auf konsequenter Anwendung der Naturwissenschaften beruht, die an Stelle des alten empirischen Verfahrens überall das rein wissenschaftliche gesetzt hat, sucht sich überhaupt ganz von der Persönlichkeit, von allem Organischen, Mensch, Tier und Pflanze frei zu machen. Sie beruht auf Naturgesetzen, auf der Bewegung toter Körper; an Stelle der organischen Kräfte treten Dampf und Elektrizität, bei den Stoffen finden wir daselbe, Holz wird ersetzt durch Eisen, Pflanzenfarben durch Anilinfarben usw. Alle Wälder der Erde würden nicht genug Holz liefern, wenn man das Eisen damit ersetzen wollte.

Endlich haben sich die Beziehungen der Völker zu einander von Grund aus geändert; neue mächtige Wirtschaftsgebiete sind im vergangenen Jahrhundert in den Wettstreit der alten Völker eingetreten und haben den Welthandelsbeziehungen ein neues Gepräge verliehen. Infolge der Vervollkommenung der Verkehrsmittel und der dadurch erleichterten Auswanderung und Besiedelung von Kolonialgebieten sind diese an die Märkte Westeuropas angeschlossen worden und haben z. B. sehr empfindlich auf unsern Ackerbau eingewirkt.

Durch den Kapitalismus, der die eben geschilderte Umwälzung hervorgerufen hat, wurde überhaupt der Gesamtcharakter unserer Wirtschaft und damit des sozialen Daseins umgestaltet.

II. Auf allen Gebieten des öffentlichen wie privaten Lebens zeigen sich die Folgen dieser gewaltigen Umgestaltung. Einmal ist der wirtschaftliche Kampf ums Dasein — wie man sich gewöhnlich ausdrückt, wenn es auch sehr oft ein Kampf um etwas anderes ist — viel erbitterter und intensiver geworden; es gilt dies für den Wettbewerb der Völker auf dem Erdball ebenso wie für die einzelnen Glieder der Gesellschaft. Die Völker haben zwar auch früher immer um ihren Anteil an der Erdoberfläche gekämpft und die Geschichte hat eine Reihe erbitterter Handels- und Kolonialkriege zu verzeichnen; doch ist im 19. Jahrhundert der Kampf ein ganz anderer geworden, nicht mehr die brutale Gewalt der Waffen entscheidet, sondern die Listen des wirtschaftlichen Konkurrenzkampfes führen zum Erfolg. Im Innern der Gesellschaft ist der Kampf um einen möglichst grossen oder doch genügenden Anteil am gesamten Volkseinkommen ebenfalls in einem Masse entbrannt, wie nie zuvor.

Sogar in den geistigen Berufen redet man von Not und einem beklagenswerten Proletariat, und in der Geschäftswelt herrscht überall fieberhafte Tätigkeit.

Die alte Bürger- und Bauernfamilie hat mit dem Verlust ihrer ökonomischen Funktionen ihre Bedeutung verloren; es wird in ihr nicht mehr produziert wie ehedem, sondern nur noch konsumiert. Damit ändert sich besonders die Stellung der Frau, sie wird beschäftigungslos oder findet, wie der Mann, Arbeit ausserhalb ihres Hauses, draussen im Wettbewerb mit dem Manne, den sie unterbietet und damit wieder unfähig macht, eine Familie zu ernähren.

Das Aufkommen der Fabrikindustrie hatte besonders weitreichende Folgen; in einzelnen Branchen wurde sofort das Handwerk ganz verdrängt oder zur Bedeutungslosigkeit verdammt, der Hausindustrie brachte sie Elend. So fühlt das Kleinbürgertum, der alte Mittelstand den Boden unter den Füßen weichen. Auch auf das Fabrikpersonal wirkte besonders im Anfange die moderne Industrie verheerend ein, sie ermöglichte mit der Maschine die regelmässige gewerbliche Arbeit der Frauen und Kinder, sie brachte die übertriebene Länge der Arbeitszeit, die Nachtarbeit auch der Unerwachsenen. Sie verlangt bedingungslose Unterwerfung der rechtlich Freien unter den Willen desjenigen, der in seinen überheizten und schlecht gelüfteten Arbeitsräumen ganze Massen von Menschen beschäftigt.

Und noch eine Not brachte diese moderne Industrie dem arbeitenden Volke, das ist die „Entgeistigung der Arbeit“. Die tägliche Arbeit ist der wichtigste Faktor im Leben eines Volkes. In jeder Menschenbrust regt sich die Sehnsucht nach etwas Besserem und Vollkommenerem, als was der Stand der Dinge jeweilen bietet; und was der Geist sich vorstellt, möchten die Hände verwirklichen. Bei der täglichen Arbeit an den mit Dampf und Feuer betriebenen Maschinen, bei der Verrichtung immer gleich bleibender mechanischer Handgriffe wird dieser innerste Herzenstrieb verneint; das seelenlose Räderwerk bietet dem Menschen das Gegenteil von dem, was er braucht zur Betätigung seiner Gesamtpersönlichkeit, es ertötet alles Gemütsleben und macht den Arbeiter zum Sklaven. Nicht er, sondern die Maschine produziert; der Arbeiter ist da nicht mehr Schöpfer von etwas, das sein eigenes Werk ist, das ihm Freude und Stolz, Befriedigung gewährt. Die Arbeit hat ihren Segen verloren. Das Maschinenwesen hat der Menschheit grosse Dienste geleistet, anderseits aber brachte es in Verbindung mit der Arbeitsteilung auch Schwächung der Sinne und Glieder, Überreizung, körperliche und geistige Entartung, Zunahme der Nervosität; es droht, aus der mensch-

lichen Gssellschaft selber ein seelenloses Räderwerk zu machen und unserer Kultur damit jede höhere Bedeutung zu nehmen. Was anscheinbarem Reichtum, an Geldbesitz, gewonnen wird, das wird vielleicht zu teuer erkauft an Fleisch und Blut, und doch gibt es kein höheres Gut als das Leben.

Wie ganz anders ist die Arbeit des Landmannes, wo in der freien Luft alle Sinne und alle Glieder gleichmässig betätigt und gekräftigt werden, wo die Arbeit, Ort und Zeit derselben vom grössten und wohltätigsten Gesetzgeber der Welt, von der Natur selber geregelt werden.*)

Trotz der gesteigerten Produktion ist das Leben und ein ordentliches Auskommen problematisch geworden; was ehedem in selbstverständlichem Gleichmass sich abwickelte, bietet heute Stoff zu Sorgen und Bedenken. Plötzlich eintretende Krisen, eine typische Erscheinung der neuesten Zeit, machten nicht nur die Arbeiter mit ihren Familien brotlos, sondern ruiniren oft auch Geschäftsleute und Unternehmer.

In alten Zeiten produzirte man in der Hauptsache für den eigenen Bedarf; Absatzstockungen kamen da nicht vor, denn man erzeugte nicht mehr Korn, Wein, Fleisch und Kleiderstoffe als man brauchte, aber auch nicht weniger, da der Bedarf des nächsten Jahres bekannt war. Not entstand da nur durch Missernte oder Krieg. Die Fortschritte der Zivilisation und der Technik machen den Menschen von der Natur unabhängiger, bringen ihn aber dafür in umso grössere Abhängigkeit von andern, oft weit entfernt lebenden Menschen. Wenn bei uns Misswachs eintritt, brauchen wir doch nicht Hunger zu leiden, Russland und Argentinien stellen uns ihre Vorräte zur Verfügung, sobald wir wollen. Alles produzirt heute infolge der Arbeitsteilung für den Markt, so dass dieser immer gefüllt ist und jeder da holen kann, was er braucht — wenn er Geld hat. Es kommt nun vor, dass einer trotz fleissiger Arbeit kein Geld hat, weil sein Arbeitslohn zu gering ist oder weil der Markt zurzeit gerade überfüllt ist mit dem Produkt, das er hergestellt hat und nicht absetzen kann. So tritt ab und zu der merkwürdige von Carlyle angeführte Fall, dass die Leineweber ohne Hemd gehen müssen, weil zu

*) Beachtung verdienen deshalb jene Vorschläge, die auf Verbindung der Fabrikarbeit mit Landarbeit, überhaupt von ungesunden, sitzenden Beschäftigungen mit andern, der Gesundheit dienenden Tätigkeiten hinzielen; es müsste die Fabrikarbeit je nach ihrer Art eventuell auf vier Stunden beschränkt werden und jeder Arbeiter zwei sich ergänzende Berufe erlernen. Ein weiterer grosser Vorteil wäre damit zu erreichen: Der Fabrikarbeiter käme leichter in den Besitz eines Häuschens, eines Stückes Pflanzlandes, und damit in den Besitz einer Heimat und einer besser gesicherten Existenz.

viel Leinwand da ist. Da unsere Produktion nicht organisirt ist und man den zukünftigen Bedarf nicht immer zum voraus genau kennt, so sind solche Stockungen möglich; in Zeiten des Aufschwunges, bei gesteigerter Nachfrage nach irgendwelchen Produkten, entstehen gewöhnlich zu viel Geschäfte der betr. Art, so dass jeder Aufschwung eine Krise nach sich zieht.

Eine Institution unserer Zeit hat ähnliche Erscheinungen im Gefolge, der Kredit. In der Form der Aktie setzt er den kleinen Kapitalisten in den Stand, mit seinen geringen Ersparnissen die grössten Unternehmungen durchführen zu helfen; in der Form des Wechsels und der Banknote hält er die Produktion in ungestörtem Fluss, indem er dafür sorgt, dass alle Zahlungsverbindlichkeiten ohne Nachteil für den Gläubiger auf bequemste und billigste Weise gelöst werden können; in der Form der Staats- oder Gemeindeanleihe macht er dem lebenden Geschlechte die Herstellung grossartiger, gemeinnütziger Werke dadurch möglich, dass er die Kosten zum grössten Teil den kommenden Generationen aufbürdet, die den Vorteil von jenen Werken haben werden; der Kredit verbindet die Menschen, macht aus ihnen die Gesellschaft. — Infolge der ungeheuren Grösse und Komplizirtheit des modernen Gesellschaftsorganismus hat er seine eigentümlichen Gefahren. Beim Aktienwesen, wenn die Spekulation eingreift, entstehen oft infolge übertriebener Kurspreise rein eingebildete Werte, die einmal über Nacht wieder in nichts zerrinnen, wobei der unvorsichtige letzte Besitzer der Papiere sein Vermögen verliert.

Auch sonst kann die Klasse der Kapitalisten, die mächtig in den Vordergrund getreten und nach allen Seiten ausschlaggebend geworden ist, ihres Sieges nicht recht froh werden. Infolge der schroffen Scheidung zwischen Kapital und Arbeit erschienen die besitzlosen Massen der Proletarier auf dem Plan und eröffneten einen heftigen Kampf gegen jene und unsere gesellschaftliche Ordnung überhaupt. Es erwuchs unserer Zeit das gewaltige Problem, diese riesigen Massen den alten Kulturgemeinschaften einzuordnen ohne Gefährdung der Kulturerrungsschaf-
ten.

Die Bevölkerung ist in unserer Zeit losgelöst aus ihren alten Gemeinschaften, wie Blutsverwandtschaft oder Ortsangesessenheit sie erzeugte; in grossen Gemeinwesen sind sie jetzt bunt zusammengewürfelt, ohne dass irgend ein Band die einzelnen zusammenhält. Ein Teil des Volkes ist überhaupt immer auf der Wanderung, wechselt beständig den Wohnsitz. Die Entstehung der Grosstädte mit ihren neuen Lebensbedingungen brachte unzählige Schwierigkeiten, die gehoben sein wollen;

wir erinnern nur an die Wohnungsnot, die grossstädtische Verkehrs-politik, Steuerwesen, Sozialpolitik usw.

Der Welthandel, durch den wir uns die ganze Welt tribut-pflichtig gemacht haben und sie angeblich beherrschen, hat jedenfalls auch die Folge gehabt, dass wir selber ohne ihn nun nicht eine Woche existiren können.

Gross und folgenschwer sind auch die Einwirkungen der wirtschaftlichen Entwicklung des 19. Jahrhunderts auf unser Geistesleben. Jetzt kam die überragende Bedeutung, welche das Wirtschaftsleben für das gesamte Kulturdasein hat, zum vollen Bewusstsein der Menschen. Als die wirtschaftlichen Unterlagen der Kultur sich so plötzlich und gewaltig änderten, da sah man die Abhängigkeit aller politischen, kulturellen und geistigen Einrichtungen und Errungenschaften von jenen deutlich, weil auch hier tiefgehende Umgestaltungen sich vollzogen. Der Kapitalismus bekam nicht nur auf wirtschaftlichem Gebiet die Herrschaft, sondern machte seine Macht auch im öffentlichen und privaten Leben geltend, in Politik, Recht und Sitte.

Mit Zunahme der Bevölkerung und des Reichtums hat sich die künstlerische und literarische Produktion enorm gesteigert; nur reiche Nationen, wie es die europäischen im Laufe des letzten Jahrhunderts geworden sind, können eine grosse Zahl von Gelehrten, Dichtern, Künstlern, Musikern erhalten. Im Anfang des 19. Jahrhunderts erschienen in Deutschland pro Jahr 3—4000 neue Bücher, heute aber 25,000, und nimmt man durchschnittlich die Auflage zu je 1000 Exemplaren an, so wird also heute Jahr für Jahr für jeden zweiten Deutschen ein neues Buch hergestellt. Mit der Mehrproduktion hielt auf vielen Gebieten die Verbilligung gleichen Schritt; es gibt Massen billiger Klassikerausgaben, Photographie oder Phototypie und wie sonst noch alle diese modernen Reproduktionsverfahren heissen, bringen billige Wiedergaben aller Kunst- und Naturerscheinungen in jedes Haus, und was an Musik, Konzerten, Theateraufführungen geleistet wird, weiss jedermann gerade bei uns zur Genüge. — Die Zeitung, dieses echteste Kind moderner Wirtschaft und Technik, die für die Massenverbreitung von Bildung so bedeutend gewirkt hat, wäre gar nicht möglich ohne die Erfindung des endlosen Papiers, der Rotationspresse, der Eisenbahnen, der Post und des Telegraphen, der Petrollampe und der modernen Beleuchtungstechnik überhaupt.

Um das Jahr 1800 waren die wirtschaftlichen Verhältnisse über das ganze Land hin ziemlich gleich und auch die Unterschiede zwischen Stadt und Land gering. Dafür gab es aber die grösste Mannigfaltigkeit

in Sprache, Tracht, Hausbau, in Sitte und Gebrauch. Heute ist es umgekehrt, die kulturellen Eigenarten, die Volkstrachten, Volkslieder usw. verschwinden, es tritt eine Ausgleichung ein, indem grossstädtische Gewohnheiten sich immer weiter verbreiten, damit kommt eine Neugestaltung des Denkens und Empfindens; an Stelle des „wurzelhaften konkreten Ortsmenschen tritt der abstrakte Allerweltsmensch“. Da mit dem zunehmenden Reichtum an Gütern auch die Bedürfnisse wachsen, so ist dieser meist ganz erfüllt von einer übertriebenen Wertschätzung des Materiellen, es kommt die materialistische Stimmung, die unser Leben so sehr beherrscht.

Der gesteigerte Reichtum, besonders wo er zum Zusammenleben in der Grosstadt führt, hat die Beziehungen des Menschen zur lebendigen Natur geändert. Die Grossstadtmenschen leben in selbstgeschaffenen Steinschluchten, sie haben sich eine neue Kultur, die des Steinpflasters und Asphaltes, gebildet; da wächst ein Geschlecht heran „mit Taschenuhren, Regenschirmen, Gummischuhen und elektrischem Licht, das Frühling, Sommer, Herbst und Winter nur im Anschauungsunterrichte der Schule kennen lernt.“ Aber aus diesen Steinwüsten entsprang als schönste Blüte die bildende Kunst. Eine ländliche Kultur schafft Dichtung, Musik und Philosophie, eine geistige Welt im Gegensatz zur sinnlichen, die man immer um sich hat; die Grossstädte aber bringen die bildende Kunst empor, die Entfernung von der Natur weckt erst recht die Freude an ihr, und die Kunst soll nun die verloren gegangene Natur wieder erobern. Bis zum Jahr 1850 war die Bildung in Deutschland eine philosophisch-ästhetische, erst seither kam es anders, und so hat jedes Volk überhaupt erst seine literarische Epoche, solange es nicht zum Reichtum gelangt. (W. Sombart).

Wohin man sich auch wenden mag, welches Gebiet des Kulturlebens man ins Auge fasst, immer drängt sich mit unwiderstehlicher Gewalt die Beobachtung auf, dass der wirtschaftliche Prozess einen mächtigen, gestaltenden Einfluss ausübt und dass man von den innern Zusammenhängen alles menschlichen und kulturellen Daseins nichts erfahren kann, wenn man nicht auch Einblick in das Wesen der wirtschaftlichen Erscheinungen hat.

III. Wer die Resultate der wirtschaftlichen Entwicklung mit den technischen Fortschritten vergleicht, wird mit Recht die Frage aufwerfen, ob wir nicht mit unseren wirtschaftlichen Kenntnissen und unserer Wirtschaftsordnung hinter jenen Fortschritten zurückgeblieben seien.

Das spätere Mittelalter hatte eine ziemlich vollständige und für seine Verhältnisse genügende Wirtschaftsordnung, die im wesentlichen vor hundert Jahren noch vorhanden war. Die Grundlage derselben bildeten territoriale Einheiten von sehr mässigem Umfang, eine Stadt mit etlichen Quadratmeilen umgebenden Landes. Diese versorgten sich gegenseitig mit fast allen Bedarfsgegenständen, die auf dem städtischen Markte zum direkten Austausch gelangten. Der einzelne, Bürger wie Bauer, hatte ein Wirtschaftsgebiet, das seine Kraft ganz in Anspruch nahm, ihn aber auch ernährte. Nach der Hufenverfassung, die bei der definitiven Sesshaftigkeit entstanden war und also ungefähr anderthalb Jahrtausende Bestand hatte, bekam jeder Bauer einen solchen Anteil am Gemeindeland, dass seine Familie darauf existiren konnte. Er war meist an die Scholle gebunden, konnte nicht beliebig verkaufen, vererben, verschulden, zerteilen und benutzen; die Bewirtschaftung war eine gegebene durch das Dreifeldersystem mit Flurzwang. Allein der Bauer konnte durch wirtschaftliche Vorgänge, Geldtag oder Bankerott auch nicht um die Grundlagen seiner Existenz gebracht werden.

Das Gewerbe der Städte hatte eine Organisation, die nahezu tausend Jahre Bestand hatte, die Zunftordnung, eine eigentliche Handwerkerschutzgesetzgebung. Sie wollte dem Handwerker vor allem Selbständigkeit und ein angemessenes Auskommen sichern; sie schloss deshalb Konkurrenz um die Kundschaft aus, sicherte jedem ein genügendes Absatzgebiet, monopolisierte den Markt, indem die Fremden ferngehalten wurden, der Vorkauf wird verboten, alle sollten Rohstoffe zum gleichen Preise beziehen, der oft noch amtlich festgesetzt wurde, die Produktion wird nötigenfalls beschränkt durch Herabsetzung der Zahl der Gesellen. Es gab dann Vorschriften über den Verkauf, über Ort und Zeit desselben, über die Art der Produkte, also eine eigentliche Reglementirung der gewerblichen Arbeit. Alles war auf handwerksmässigen Kleinbetrieb, wo jeder Meister im Besitz der Produktionsmittel ist, zugeschnitten; Lehrlinge und Geselle traten in die Familie des Meisters ein. Der Handel war handwerksmässig und deshalb ähnlich organisirt. In ihren Anfängen hatte auch die Grossindustrie noch denselben Betrieb als Hausindustrie ohne Maschinen.

Die Blüte dieser Zunftordnung fiel in das dreizehnte bis sechzehnte Jahrhundert, nachher trat eine Verknöcherung ein, indem sie nicht mehr wie früher das Interesse der Stadtgemeinschaft wahrte, sondern nur noch dasjenige einer speziellen Klasse, der zünftigen Meister.

Diese naturwüchsige Wirtschaftsordnung war auf eine sehr wenig entwickelte Technik und auf einen noch weniger entwickelten Verkehr be-

rechnet, der ja durch die feudale Auflösung des Staates, durch Mangel an Strassen, durch Rechtsunsicherheit usw. sehr erschwert war.

Es kamen dann die grossen geographischen Entdeckungen, durch die der internationale Handel einen riesigen Aufschwung nahm; es kamen die gewaltigen Fortschritte der Technik und der Industrie, so dass bald viel grössere Warenmengen produziert wurden, als zwischen Stadt und Land ausgetauscht werden konnten; es kam der zentralisirte, absolute Staat, der die vielen kleinen Wirtschaftsgebiete vereinigte und nun eine eigentliche Volkswirtschaft in der Form einer geschlossenen Staatswirtschaft begründete, vorläufig aber die alte Organisation der Stadtwirtschaft übernahm und zur staatlichen Vielregirerei ausbildete. Wie ein Kleid, das für ein Kind berechnet, einem Riesen nicht dienen kann und höchstens hinderlich ist, so empfand man unter den neuen Verhältnissen die alte Organisation nicht mehr als Wohltat, als Schutz und Förderung, sondern überall als lästige Schranke und Fessel, die den neuen Bedürfnissen weichen musste.

Man beseitigte also schliesslich diese ganze Organisation mit allen ihren Zunftordnungen, Lehrlingsvorschriften, Meisterwerken, Markteinrichtungen, Reglementen, Ein- und Ausfuhrverboten, Prämien, Privilegien usw. An eine neue Organisation dachte zu der Zeit niemand, konnte niemand denken, da die kommenden Dinge ja erst im Werden, in ihren schwachen Anfängen standen. Da die neue Wirtschaft durch die alte Organisation in allen ihren Schritten gehemmt war, so erhoffte man alles Heil von einer Befreiung von der Organisation überhaupt.

Jetzt kam der wirtschaftliche Liberalismus, die Politik des Laisser faire, laisser passer, die in den Lehren der Physiokraten und besonders des Adam Smith sich zu einem eigentlichen Programme verdichtet hatte, zum vollen Durchbruch: der Staat hat kein Recht, dem einzelnen vorzuschreiben, wie er sein Leben am besten gestalten kann und soll, das weiss jeder selber; er soll sich darauf beschränken, Eigentum und Person gegen alle Angriffe zu schützen, sich aber nicht in wirtschaftliche Dinge mischen. Die freie Konkurrenz aller wirtschaftlichen Kräfte ist der natürliche und einzige berechtigte Zustand; die persönliche Tüchtigkeit sollen jedem seine Stelle verschaffen, und jede Kraft kann so an der Stelle in den Dienst des Ganzen treten, wo sie am meisten nützt „Aus dem Kampfe der einander widerstreitenden egoistischen Interessen wird sich schliesslich eine allgemeine Harmonie des wirtschaftlichen Lebens ergeben“, wie schon der alte Herakleitos erklärt hatte: „Der Streit ist das Recht der Welt, der Vater und König aller Dinge. Was gegen-einanderstrebt, stützt sich; auf entgegengesetzter Spannung beruht die

Harmonie der Welt, wie die der Leier und des Bogens.“ Die Theorie, dass durch freie Konkurrenz allmälig alles Minderwertige ausgemerzt und alles Gute gefördert werde, somit ein Fortschritt auf allen Gebieten gesichert sei, fand mächtige Unterstützung an der Lehre Darwins.

Der Liberalismus brachte uns die Rechtsgleichheit an Stelle der alten Sonderrechte und Privilegien, die Gewerbe- und Handelsfreiheit, die Freizügigkeit, den Freihandel, die Bauernbefreiung, die Agrarreform, Aufhebung des Flurzwanges, der allen Fortschritt in der Landwirtschaft verunmöglicht hatte, freien Güterverkehr usw. Nachdem man so die produzierenden Stände von den alten Fesseln befreit hatte, da war die Bahn frei für den gewaltigen Aufschwung, den die Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert nahm.

Die versprochene Harmonie trat freilich nicht ein, statt ihrer kam umgekehrt ein immer heftigerer Kampf zwischen entgegenstehenden Interessen, ein wahres bellum omnium contra omnes: Kampf um den Preis, um den Markt, um Rente und Lohn. Die Agrarreform hatte die ländliche Bevölkerung mobilisiert, dabei aber viele besitzlos gemacht, die Grossindustrie verdrängte die Handwerker. So entstanden Massen von besitzlosen Lohnarbeitern, die unter jeder Bedingung Unterhalt nehmen mussten, wo sie ihn fanden; sie werden den Städten und der Industrie zugeführt und verstärken nun ihrerseits noch die kapitalistische Produktion, wodurch noch mehr selbständige Existenz vernichtet werden. Infolge ihrer Interessensolidarität bildet sich dann aus diesen Leuten eine soziale Macht, die in den Kampf mit dem Kapitalismus tritt. Die freie Konkurrenz brachte ebenfalls nicht die erhofften Früchte, statt eines Kampfes zwischen Besserem und Geringerem trat häufig ein Kampf zwischen Arm und Reich, zwischen dem Anständigen und dem Gewissenlosen, und nicht immer siegte das Bessere. Der Kampf glich sehr oft dem zwischen Hasen und Jäger. Nützlich erwies sie sich für den Stärkeren, für das Grosskapital, die Grossindustrie und den Grosshandel, und rücksichtslose Ausbeutung der Macht wurde hier alleiniger Leitstern.

Das schliessliche Resultat eines solchen durchaus liberalen Wirtschaftssystems würde, wenn keine anderen Kräfte eingriffen, schliesslich kein anderes sein, als wenige Riesenvermögen und ein ungeheures Proletariat. Der Genfer Simonde de Sismondi erklärte schon im Jahre 1819, dass „die freie Konkurrenz durchaus die Tendenz habe, die Reichen noch reicher und die Armen immer ärmer zu machen, und dass, wenn diese Wirtschaft ungehindert vorwärtsgehe, furchtbare Katastrophen zu erwarten seien.“ Marlo drückt den Unterschied zwischen den erhofften

und den wirklich eingetretenen Resultaten so aus: „Der Liberalismus wollte die Arbeit frei machen und hat sie unter das Joch des Kapitals gebeugt; er wollte die Entfesselung aller Kräfte und hat sie in die Fesseln des Elendes geschlagen; er wollte den hörigen Arbeiter der Scholle entbinden und beraubte ihn des Bodens, auf dem er stand; er wollte den Wohlstand der Gesellschaft und schuf Mangel und Überfluss; er wollte die Vernichtung sämtlicher Monopole und hat sie durch das Riesenmonopol des Kapitals ersetzt; er wollte die Aufhebung der Völkerkriege und hat den Bürgerkrieg entzündet; er wollte die Bildung zum Gemeingut aller machen und hat sie zum Vorrecht des Reichtums gemacht usw.“. Die schweren Handelskrisen mit ihren verderblichen Folgen, die Konkurrenz unter den Grossbetrieben selber, die Zahl und das Elend der Proletarier und ihr Hass gegen den Besitz wurden allgemein gefährlich; die Reaktion gegen dieses System blieb deshalb nicht aus, und „sie betätigte sich im Leben, wie in der Theorie auf die mannigfaltigste Weise, vom Anfang des neunzehnten Jahrhunderts bis zum heutigen Tag, vom wüsten Zerstören von Maschinen und Fabriken durch tollgewordene Arbeiter bis zum polizeigerechten Staatssozialismus konservativ gesinnter Minister“ (J. Platter).

Es handelt sich im Grunde darum, für die moderne Wirtschaft mit ihren kolossalen Produktivkräften eine neue Organisation zu finden, die den Bedürfnissen der heutigen demokratischen Gesellschaftsordnung angemessen ist. Das ist die soziale Frage im weitesten Sinne, die heute alle Staaten und Volkskreise beherrscht und eine Lösung verlangt. Deshalb beschäftigen sich alle Parlamente mit wirtschaftlichen Gesetzen und Problemen: Arbeiterschutz, Lebensmittelpolizei, Versicherungswesen, Forstpolizei, Verstaatlichung von Bergwerken und Wasserkräften, von Posten und Eisenbahnen, illoyaler Konkurrenz, Wucher, Börsenschwindel, Flusskorrektionen, Sanitätswesen, Auswanderungswesen, Armenwesen, Gewerbepolitik, obligatorische Berufsverbände, Unterstützung der Landwirtschaft, der Künste und Wissenschaften, Regelung des Geldwesens, Banknoten, Handel, Steuerwesen, Entlastung der Schwächeren usw. In der Schweiz, wo bekanntlich das Volk sich selbst die Gesetze gibt, wo ein jeder Bürger durch seine Stimmabgabe bei den wichtigsten Vorlagen mitzuwirken berufen ist, haben wir in den letzten Jahren fast ausschliesslich Abstimmungen über wirtschaftliche Fragen gehabt: 1890 über Kranken- und Unfallversicherung, 1891 über den Zolltarif, Ankaut der Zentralbahn und das Banknotenmonopol, 1894 über Gewerbe wesen, 1895 über das Zündhölzchenmonopol, 1896 über Vorschriften beim Viehhandel und das Rechnungswesen der Eisenbahnen, 1897 über die

Bundesbank, Wasserbau- und Forstpolizei, Lebensmittelgesetzgebung, 1898 über die Eisenbahnverstaatlichung, 1900 über die Kranken-, Unfall- und Militär-Versicherung, und endlich 1903 über den Zolltarif und die sogenannten Zehnliterwirtschaften. Die Abstimmungen über Vertretung der Schweiz im Auslande (1895), die Rechtseinheit (1898) und die Schulsubvention (1902) tragen ja auch wirtschaftlichen Charakter, und so bleiben aus dieser ganzen Zeit nur zwei Abstimmungen über andere Stoffe übrig, über die Militärartikel (1895) und die Disziplinarstrafordnung (1896).

Es bleibt uns auf dem Gebiete auch noch viel zu tun; andere Staaten, besonders Deutschland, haben uns in letzter Zeit in der wirtschaftlichen Gesetzgebung überholt; dafür leisten unsere Kantone, die, wie z. B. Basel und Glarus, überhaupt die ersten sozialpolitischen Massnahmen trafen, noch weiteres. Oft hat man ja die Schweiz ein politisches und soziales Experimentirfeld Europas genannt; es werden ihr in Zukunft noch neue grosse Aufgaben zufallen: Die Verstaatlichung der Wasserkräfte ist für uns am allernotwendigsten; von ihr aus ging die Anregung zum internationalen Arbeiterschutz, wo noch ein reiches Feld der Wirksamkeit bleibt; das Recht auf Arbeit, für das sich z. B. Bismarck rückhaltlos ausgesprochen hat, wird, wenn irgendwo, jedenfalls bei uns ins Leben treten. Eine umfassende Sozialgesetzgebung wird uns einen Umsturz und eine Umsturzpartei ersparen: sie wird aber nur dann möglich sein, wenn ein klares Verständnis der Gegenwart und ihrer Bedürfnisse in den breitesten Schichten unseres Volkes vorhanden ist.

IV. Ein geordneter Haushalt ist nur möglich, wenn der Familienvater die Existenzbedingungen seiner Familie kennt, wenn er weiß, wie diese an einem bestimmten Ort befriedigt werden können, wenn er außerdem seine eigene Kraft kennt und die Befähigung besitzt, jene Bedingungen erfüllen zu können. Viele Jahrhunderte hindurch kann sich diese Kenntnis vom Vater auf Sohn und Enkel forterben, und das Leben der Familie vollzieht sich ganz gewohnheitsmäßig. Wenn nun aber die Anforderungen steigen und die Art und Weise ihrer Befriedigung eine plötzliche und bedeutende Änderung erfahren, dann stoßen diese gewohnheitsmäßig in den Tag hineinlebenden Individuen nach allen Seiten auf Hemmnisse, deren Natur ihnen unbekannt ist, und deren Ursachen sie deshalb den merkwürdigsten Umständen zuschreiben, nur nicht dem Naheliegenden und Natürlichem, der fortschreitenden Entwicklung der Gesellschaft, deren Gange der einzelne folgen muss. — Was für den einzelnen gilt, gilt auch für die Gemeinde und den Staat. Auch da handelt es sich um die Sicherung der Existenz des Ganzen, und auch da finden wir dieselbe Abhängigkeit vom grossen Gange der Geschichte; die Schweiz

mit ihrer engen Verbindung mit dem Weltverkehr zeigt dies am allerbesten. Auch da ist deshalb eine Kenntnis der Existenzbedingungen des Ganzen unbedingt nötig, und nur wenn alle Teile des Volkes eine solche besitzen, kann sich auf die Dauer eine Erfüllung jener Bedingungen erzielen lassen.

Die Wissenschaft, die sich mit den materiellen Existenzbedingungen des einzelnen, wie der Gesamtheit beschäftigt, ist die Nationalökonomie oder Volkswirtschaftslehre, wohl die jüngste aller Wissenschaften und doch von grosser Bedeutung. Die Wirtschaft, d. h. alles, woraus wir unseren Unterhalt gewinnen, was wir essen und trinken, womit wir uns kleiden, wie wir wohnen und schlafen, womit wir uns beschäftigen, was wir gebrauchen und verbrauchen, ist sicher wichtig, wichtiger als vieles andere, als z. B. die formal politischen Fragen, um die man früher so viel stritt. Wenn die Volkswirtschaft auch nur eines der fundamentalen Lebensgebiete eines Volkes ist neben Familie, Gesellschaft, Staat, Recht, Politik, Sprache, Kunst, Wissenschaft und Religion, so ist sie in gewisser Beziehung das wichtigste, die Grundlage und Voraussetzung aller Kultur; ihr Zustand bedingt den Kulturgrad und ihre Entwicklung den Kulturfortschritt.

Interesse an der praktischen und wissenschaftlichen Erörterung wirtschaftlicher Probleme hat deshalb heute nicht nur derjenige, der selber von den Erschütterungen unserer Zeit betroffen wurde, nicht nur der Staatsbürger, dem das Wohl des Landes am Herzen liegt, und der weiss, dass es von seiner Stimmabgabe abhängt; nein, mit der Erkenntnis, dass das gesamte Kulturleben so innig mit dem Wirtschaftsleben verknüpft ist, zeigte es sich auch überhaupt bei allen, die am Schicksal des Menschengeschlechtes und an der Existenz unserer Kultur Anteil nehmen. Für alle Stände und Berufe, für Theologen, Juristen, Mediziner, Chemiker, für Geschäftsleute aller Art, Landwirte, für Angestellte und Arbeiter, sogar für die Frauen, abgesehen von den Politikern und Journalisten, wurden sozialpolitische Studien notwendig, da sie alle gelegentlich oder häufig in den Fall kommen, sich mit solchen Fragen beschäftigen zu müssen. Die Volkswirtschaftslehre soll nicht nur Licht verbreiten über die praktischen Tagesfragen, sondern sie soll auch Aufschluss geben über die Daseinsbedingungen des Menschengeschlechtes im allgemeinen, und so ist sie trotz ihres kurzen Bestandes in unseren Tagen geradezu eine Art von Zentralwissenschaft geworden, wie es die Naturwissenschaften das letzte Menschenalter hindurch, wie es vorher die Philosophie oder noch früher die Theologie waren. Dieses allgemeine Interesse unserer Zeit an den ökonomischen Wissenschaften macht seinen Einfluss auch auf die

übrigen Wissenschaften: Geschichte, Philosophie, Pädagogik usw. stark geltend.

In der Geschichte machte sich eine neue Auffassung, die materialistische geltend, die auf Karl Marx, einen der bedeutendsten Denker aller Zeiten, zurückgeht. Er behauptet, dass vor allem die Politik, dann aber auch alle anderen Äusserungen des geistigen, sozialen und kulturellen Lebens, das Recht, die Kunst, endlich die Religion in letzter Linie auf die wirtschaftlichen Verhältnisse zurückzuführen seien, dass „Rechtsverhältnisse, wie Staatsformen, weder aus sich selbst, noch aus der sogenannten allgemeinen Entwicklung des menschlichen Geistes zu begreifen sein, sondern dass sie vielmehr in den materiellen Lebensverhältnissen wurzeln, dass die schliessliche Ursache und entscheidende Bewegungskraft aller wichtigen geschichtlichen Bewegungen in der ökonomischen Entwicklung liege“. Die Ansprüche, die den gemeinsamen Interessen einer Klasse des Volkes entspringen, können nur dadurch verwirklicht werden, dass diese Klasse die politische Macht erobert und ihren Ansprüchen allgemeine Geltung durch Gesetze verschafft, und so ist die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft die Geschichte von Klassenkämpfen.

Diese Geschichtsauffassung, die eine einseitige Übertreibung ist, musste schon als Reaktion gegen die herkömmliche, ebenso einseitige Betrachtungsweise in einer Zeit kommen, wo der Kapitalismus auf wirtschaftlichem Gebiete herrschend geworden war, der ja auch alles Persönliche so viel als möglich auszumerzen sucht, indem er die Idee eines für jede selbständige Person hinreichenden Nahrungskreises, ferner das persönliche Verhältnis zwischen Meister und Geselle, zwischen Produzent und Konsument, auf welchen die mittelalterliche Ordnung geruht hatte, beseitigte, überall an Stelle der Personen ein Sachvermögen, an Stelle des Organischen das rein Materielle setzte, der sogar die Menschen eines Landes nach Pferdekräften einzuschätzen begann, der damit Triumphe feierte, da seine Mittel und Zwecke nun unbegrenzt geworden waren. Heute ist diese materialistische Geschichtsauffassung, wie der Materialismus als Weltanschauung überhaupt, der im neunzehnten Jahrhundert noch einmal eine Auferstehung gefeiert hat, überwunden; weder das Leben eines einzelnen Menschen, noch das eines ganzen Volkes, lässt sich aus den wirtschaftlichen Verhältnissen allein begreifen und erklären. Uns gilt das viel zitierte Wort Goethes: „Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit.“ Nicht die Verhältnisse schaffen die Persönlichkeiten, nicht überall, wo ein Bismarck oder ein Goethe dringend nötig wäre, kommt er auch, wenn andererseits natürlich ebenso richtig ist, dass die genialsten Naturen, Staatsmänner, wie Künstler, nichts vermögen ohne entsprechende

Verhältnisse, ohne eine Gesellschaft, ein Milieu, das sie unterstützt und trägt. Und ebenso sehr sind wir davon überzeugt, dass in der Geschichte die wirtschaftlichen Verhältnisse immer mehr oder weniger mitgewirkt haben, dass die politischen und religiösen Parteien neben ihren idealen auch wirtschaftliche Interessen verfolgten; ein gewisses Mass materieller Kultur ist ja notwendige Voraussetzung aller geistigen und sittlichen Entwicklung des Einzelnen, wie ganzer Völker.

Die wirtschaftliche Entwicklung hat besonders auch Parallelerscheinungen auf dem Gebiete des Rechtes. Alle bisherigen Gesellschaftsordnungen bedurften ein kategorisches Recht, wenn dasselbe auch immer in letzter Linie aus Machtverhältnissen hervorgegangen ist. Die Rechtssysteme des Altertums und des Mittelalters mit Sklaverei, Hörigkeit und Leibeigenschaft zeigen offen den Zweck, den Nutzen der wenigen Mächtigen auf Kosten der grossen Volksmassen zu fördern. Die französische Revolution löste zwar die persönliche Abhängigkeit auf und gründete eine neue wirtschaftliche Ordnung auf die Vertragsfreiheit. Diese ist aber meist nur eine scheinbare, da doch wieder Mächtige und Machtlose einander gegenüberstehen, was bekanntlich unsere moderne soziale Gesetzgebung ins Leben rief.

Die Philosophie war von ihrer Begründung bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts durchaus Individualphilosophie, d. h. sie ging seit Descartes, in dessen Satze: „Cogito, ergo sum“ wir ihre Grundgestalt erblicken, bis zu Friedrich Nietzsche vom Individuum aus; sie endete, wie jeder radikale Individualismus in seiner letzten Konsequenz, im politischen, sozialen, ethischen und künstlerischen Anarchismus, im brutalsten Egoismus, der nur einen Zweck der Weltgestaltung kennt, das eigene geistige und materielle Wohlbefinden. Da eine Übereinstimmung zwischen diesem und dem Weltganzen doch nicht immer möglich war, entstand der Pessimismus Schopenhauers, die Bankerotterklärung der alten Philosophie, deren Systeme, weil im Gegensatz zur Wirklichkeit, zur Welt der Tatsachen, vor den neu entstandenen Naturwissenschaften zusammenbrachen. — An ihre Stelle trat die von August Comte begründete, von Herbert Spencer u. a. fortgesetzte Soziologie, die von der Wirklichkeit ausgehen will. Da die Naturwissenschaften und die Geschichte mit Deutlichkeit und Sicherheit bewiesen haben, dass der Mensch niemals und nirgends für sich allein als Individuum existirt hat, sondern immer mit andern Individuen eine, wenn auch primitive, soziale Gemeinschaft bildete, ausserhalb welcher er gar nicht denkbar ist, so geht diese neue Philosophie nun von der Gesellschaft aus; sie erkennt, dass das menschliche Einzelwesen weiter nichts als eine philosophische Konstruktion

ist, dass in Wirklichkeit jeder einzelne Mensch mit seiner Umgebung, mit Vergangenheit und Zukunft innig verknüpft ist, dass er von Erfahrungen, Vorstellungen und Affekten beherrscht wird, die er nicht persönlich gewonnen hat, und ebenso seine körperlichen und geistigen Vorteile und Fehler, Vorstellungen, Pflicht- und Rechtsgefühl auf kommende Generationen verpflanzt. „Die einfache Tatsache lehrt,“ sagt Wundt, „dass der isolirte, individuelle Mensch in keiner Erfahrung existirt und zweifelsohne nie in einer solchen existirt hat. Wir kennen den Menschen nur als ein soziales Wesen, gleichzeitig beherrscht von seinem Eigenwillen und vom Willen der Gesamtheit.“ Natorp drückt sich ähnlich aus: „Es ist nun einmal ein ewiger Irrtum, dass man ein Einzelner sei; in jedem Pulsschlag unseres individuellsten Lebens pulsirt doch, geistig wie physisch, das Leben der Gesamtheit.“

Da die Entwicklung des Individuums eine abgekürzte Stammesgeschichte ist, so müssen in der letzteren alle seelischen Vorgänge des Individuums sich wiederfinden, nur in ungeheurer Grösse, in viel langsamem Wachsen und Werden; die moderne Psychologie geht deshalb von den sozialen Äusserungen geistiger Tätigkeit in Sprache, Sitte, Kunst, Religion und Mythologie aus und sucht hieraus auf den Einzelnen zu schliessen. Sie hat so einen viel einfacheren und klareren Ausgangspunkt als das Individuum es ist, welches das komplizirteste Produkt aus allen nur denkbaren Faktoren, physischen, seelischen, geschichtlichen, sittlichen, pädagogischen, wissenschaftlichen, künstlerischen, sozialen und politischen bildet, weshalb auch alle Denker Selbsterkenntnis als das Höchste und Schwerste erklären.

Man betrachtet die Gesamtheit nicht mehr als eine zufällige und willkürliche Verbindung von Individuen, die zuvor getrennt nebeneinander existirten, sondern als einen Organismus, als eine Art Kollektivwesen mit selbständigm Leben. Der mechanischen Staatstheorie, die sich den Staat entstanden denkt, wie eine Maschine aus vielen einzelnen Teilen zusammengesetzt wird, hat man die organische gegenübergestellt, die den Staat als Organismus auffasst, der sich zweckmässig entwickelt, d. h. seine endliche Gestaltung schon in den ersten Anfängen in sich trägt. Beide Anschauungen sind übrigens alt, als Vertreter der letzteren können wir Plato anführen, der bei Arist. Politik I. 2 behauptet, *τὸ δλον πρότερον τὸ μερῶν*, während ein Vertreter der ersteren, Abälard, erklärt: *Omnis pars naturaliter prior est suo toto* (L. Stein).

Es wäre nun allerdings verfehlt, die Bedeutung des Individuums auf ein wesenloses Minimum herabzudrücken, wie einseitige Soziologen das wollen, die individuelle Freiheit des Denkens und Handelns sich als ganz

aufgehoben zu denken. Individuum und Gesellschaft bilden die beiden selbständigen Faktoren, die in beständiger gegenseitiger Wechselwirkung das Wachstum und die Entwicklung des Ganzen, wie des Einzelnen bewirken. Es mag auch hier an das vorhin zitierte Wort Goethes erinnert werden, sowie daran, dass in der Geschichte allen kollektivistischen Unterdrückungen zum Trotz sich der Individualismus immer wieder geltend gemacht hat, dass man als weltgeschichtliche Tat der Renaissance besonders die Wiederentdeckung des Individuums mit Recht röhmt. Es wird sich also darum handeln, die richtige Mitte zu finden zwischen dem extremen Individualismus und Kollektivismus, eine Sozialphilosophie zu schaffen, die das Individuum nicht als isolirtes, sondern als sozial bedingtes ins Auge fasst (O. Lyon).

Eine Reform der philosophischen und politischen Ideale ist deshalb so dringend nötig, weil der übertriebene Individualismus nirgends so schädlich gewirkt hat, wie in der menschlichen Wirtschaft, wo die Beiseiteschiebung aller idealen, sozialen und nationalen Gesichtspunkte im Weltverkehr z. B. zur schrecklichen Raubwirtschaft, zum Ausmorden ganzer wertvoller Tiergattungen, wie Wale, Robben, Bison, zur Vernichtung begabter Völkerstämme, wie der Polynesier, zum Raubbau auf Petrol, Kohle, Guttapercha usw. geführt hat. Die Lösung der sozialen Frage kann auch nur bestehen in einer Versöhnung und Vereinigung des Kapitalismus und Sozialismus, die hier den Individualismus und Kollektivismus repräsentiren.

Von der Philosophie erhält die Pädagogik Zweck und Ziele, deshalb hört man heute von einer Sozialpädagogik reden, die nicht eine neue Art Pädagogik sein soll, sondern man will, dass die Pädagogik das soziale Moment mehr berücksichtige, als bisher. Pestalozzi hat erklärt: „Der Mensch ist nicht um seiner selbst willen in der Welt“. Aristoteles hält ihn für ein *ζώον πολιτικόν*, d. h. ein für den Staat geschaffenes Wesen. Die Schule soll also den Einzelnen nicht nur individuell bilden, wie er es gemäss seiner Bedeutung als selbständiges Wesen verlangen darf, sondern auch sozial, da Individuum und Gesellschaft voneinander abhängen. Sie soll zeigen, dass die Menschen nicht alles, was sie haben, einzig sich selbst verdanken, sondern dass sie von der Gesamtheit wertvolle Güter erhalten: Sprache, Sitte, Gewissen, geistige, ästhetische, religiöse Erziehung, Schutz des Lebens der Freiheit und des Eigentumes, Gelegenheit und Recht auf Arbeit und Existenz, alles Güter, die nur die Gesamtheit erzeugen und wahren kann; dass der Einzelne deshalb auch willig Opfer für die Gesamtheit bringen soll; so kann sie viel beitragen zu einer Versöhnung der einander entfremdeten Volksklassen, zur Fortexistenz eines

wohlorganisirten Staatswesens, das aus Bürgern besteht, die einander achten und ihren Stolz in der Mitarbeit an der Grösse und Würde ihres Volkes suchen (B. Germer).

Noch andere Strömungen in der Pädagogik haben ihren Ursprung in wirtschaftlichen Verhältnissen. Abgesehen von Staats- und Gesetzeskunde, Volkswirtschaftslehre, von denen nachher noch die Rede sein soll, verlangen andere Gebiete Berücksichtigung; man verlangt Handfertigkeitsunterricht, aber erst seit in den Familien die Arbeit, die Produktion aufgehört hat und die Kinder nicht mehr zu Hause zu allerlei Dienstreichenungen und Hantirungen angehalten werden; wo das in landwirtschaftlichen Gebieten noch der Fall ist, verlangt niemand diesen Unterricht. Von Kunsterziehung ist auch meist in den Städten die Rede, und erst, seit die Menschen die lebendige Natur nicht mehr kennen, seit überhaupt die Gefahr sich zeigt, dass sie den Gebrauch ihrer Sinne, ihrer Augen verlieren. Früher, in den ländlichen Verhältnissen verlangte man von der Schule, dass sie den Kindern eine Reihe geistiger Begriffe und Vorstellungen beibringe, Gelegenheit, die Sinne zu gebrauchen und zu schärfen, hatte man sonst genug. Die Kunst soll dann ausserdem wieder ein Gegengewicht bilden gegen die vorherrschend materialistische Denkart unserer Zeit; es ist das wohl ein Zeichen, dass das realistische Zeitalter, wie die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts es gewesen war, abgelöst wird durch ein idealistisches, das alles, was jenes Grosses geschaffen hat, erst zu einem wahren, uns erfreuenden Besitz machen soll. —

(Wird fortgesetzt.)